

Asiawoche

1. Das amuse bouche

amuse-bouche¹Anlässlich meines Geburtstages hatte ich Kuchen gebacken. Die eifrig aus ihren Löchern hervorschnellenden Kollegen vermampften diesen mit entrücktem Blick – natürlich nicht ohne ihn vorher aufs Heftigste zu löbeln und zu preisel'n. Ein wenig stolz war ich schon: Handelte es sich doch um eine gebäcklerische Meisterleistung im Rahmen meiner Möglichkeiten. Was beim Backen funktionierte könnte ja auch beim Packen von Nutzen sein, mutmaßte ich kleinlaut und mir in den imaginierten Bart. Beim Kuchen kommt es darauf an, dass am Ende kein Teig mehr am Hölzchen klebt. Beim Packen ist es hingegen weitaus bedeutender, dass die erlaubten 20 kg am Ende kein Gramm zu viel auf die Waage bringen. Einen richtigen Profi erkennt man allerdings daran, dass die 20 kg Grenze auch nicht nach unten durchbrochen wird. Beim Packen wie beim Backen sollte man nichts anbrennen lassen. Schon gar nicht, wenn man nach Asien reist.

Auf die Nachkommastelle genau 20 kg eingekofferter Notwendigkeit sollten mich neben allerlei Handgepäck also auf die große Reise begleiten. Um es langsam angehen zu lassen und die spätere drohende Feudalität gemütlich einzuschleichen, entschloss sich unsere muntere Reisegesellschaft, den Weg zum Flughafen auf S-Bahn-Gleisen hinter sich zu bringen. [Ich muss an dieser Stelle nicht erwähnen, dass sich der Aufzug zum Bahnsteig just an diesen Tag ganz weit aus dem Wartungsfenster lehnte, so dass zunächst geschleppt werden musste, was später geflogen werden wollte.] Ein gewisser Murphy hat mir mal erzählt, dass das so g'hört....

2. Die erste Vorspeise

Erschöpft aber glücklich erreichten wir den Flughafen. Während ich mich in immer kürzer werdenden Abständen an meinen Notfalltropfen vergreifen musste, machten die anderen einen recht entspannten Eindruck. Kein Wunder eigentlich: Denn der große weiße Koffer war ziemlich voll, was zu seiner erheiterten Stimmung sicher eine Menge beitrug. Ich hoffte indes, dass er sich im Gepäckraum unauffällig verhalten würde und nicht -wie auch schon geschehen- völlig unkoordiniert herum rollte. Die Laptoptasche quietschte bei jedem Schritt vor Vergnügen während die kleine Reisetasche völlig entspannt am Arm herum baumelte. Das konnte ja heiter werden. Nachdem wir den großen Weißen beim Check-In abgeliefert hatten machte sich unser Zurückgebliebenen-Trüppchen auf den Weg zum Security-Check. Wir wurden gründlich durchleuchtet und am Ende stand neben einigen Nebenerkenntnissen fest, dass niemand von uns kariös oder bewaffnet war. Zur Feier des Augenblickes war wieder ein großer Schluck aus der Rettungsflasche angesagt!

Toilette, Passkontrolle, Toilette, Gate, Gangway, Toilette – Sitz 6D. An der Fensterfront war leider nichts mehr zu machen gewesen. Zumindest hatte ich der freundlichen Dame am Schalter noch den beinfreien Babyplatz abschwatzen können. Sollte jedoch plötzlich irgendwoher ein Baby auftauchen, so würde ich diesen allerdings alsbald freimachen müssen. Ich musterte die Mitreisenden. Keine sichtbaren Kleinkinder, keine Schwangeren, die die Gunst der Stunde für eine Sturzgeburt zu nutzen gedachten – ich war in Sicherheit. Und auch der freundliche japanische Herr neben mir entpuppte sich als ein durchaus passabler Sitznachbar. Jedenfalls zwischen den Mahlzeiten.

Der Flug selbst hatte selbst aus der Perspektive des Flugängstlings bis auf seine Länge keinerlei erkennbaren Makel. Es wurde nicht gewackelt, dafür aber viel gegessen, getrunken und gelächelt. Ein Film über lustige Eiszeitwesen setzte dem Amusement noch die Krone auf. Hätte man schlafen können, so wie etwa 99 % der umliegenden Passagiere, so wären sogar die Stunden in völliger Ruhe und Dunkelheit ein Hochgenuss gewesen. Ohne Schlaf hatten sie durchaus ein paar Längen. Das Gute am Fliegen ist aber, dass dem Vogel irgendwann mal der Sprit ausgeht und sich die Piloten in einem solchen Falle immer gerne zum Landen entschließen. So auch auf Flug LH 1285 von München nach Tokio. Mein Handgepäck und ich nutzten die Gunst der Stunde, um den Flieger zu verlassen. Auf irgendeinem Laufband trafen wir dann auch den großen Weißen wieder, der schon einige Runden gedreht und offensichtlich Spaß an der Sache gefunden hatte.

3. Der Zwischengang (Miso-Suppe)

Nach Quarantäne-, Einwanderungs- und Passkontrolle schoben wir uns weiter in Richtung Zoll, wo wir gerne einfach durch die grüne Tür gehuscht wären. Leider gab es keine solche. Stattdessen gab es aber einen verummten Zollbeamten, der mich in aller Seelenruhe zum Inhalt meines Koffers befragte. Ich glaube, der Mann war noch nicht allzu lange beim Zoll. Er hatte noch so viele Flausen im Kopf.

Für sein kleines Fragespiel zückte er ein Buch mit bunten Bildern von allerlei seltenen Tieren, von Drogen, Waffen und derlei Gerümpel. Bild für Bild fragte er mich, ob ich so etwas in meinem Koffer hätte. Ich verneinte brav, konnte mir aber bei manchen Bildern das Schmunzeln nicht verkneifen. Schließlich war es ein echter Zufall, dass ich ausgerechnet dieses Mal ohne meine präparierte Schildkröte, meine Smith & Wesson und ohne die bunten Pillen mit den lustigen Bildern drauf reiste. Offensichtlich zweifelte der junge Herr stark am Wahrheitsgehalt meiner Aussage und wollte unbedingt auch noch in meinen Koffer hineinschauen. Wider Erwarten fand er nichts. Oder jedenfalls nichts von dem, was er so dringend suchte. Wahrscheinlich war er ohnehin nur ein bisschen neugierig, was eine wie ich so alles in ihrem riesigen Koffer mit sich herumschleppt, wenn schon keine Schusswaffen, Drogen oder ausgestopften Tiere.

Als seine Neugier befriedigt war bedankte sich der junge Herr brav und entließ mich samt Gepäck in die Fremde, Tokio. Hatte ich vorher noch leise Zweifel gehegt, dass ich gut und sicher in meinem Hotel ankomme, kannte ich die Tokioten wirklich schlecht. Vom Ausgang stolperte ich fast über den Schalter der „Friendly limousines“ und von dort nach dem Fahrkartenerwerb dann gleich weiter zum richtigen Busterminal. Ich hatte nicht den Hauch einer Chance, mich zu verlaufen. Der Bus war einer von denen, die nacheinander verschiedene große Hotels in einem bestimmten Areal anfahren und es lief wirklich alles wie geschmiert. Die selbstgeklöppelten Kopfstützenbezüge vermittelten ein Gefühl von Heimat. Die Busfahrt zum Hotel dauerte rund anderthalb Stunden. Zeit genug, einen ersten Eindruck von der Stadt zu bekommen. Ein Eindruck, der mich leider alles andere als euphorisch stimmte. Betonwüste, so weit das Auge blicken konnte. Und dazwischen Straßen, gleich auf mehreren Etagen. Etwas Liebreizendes vermochte ich nicht zu entdecken, so sehr ich auch danach suchte. Dass die in Tokio ein Platzproblem haben, das war mir ja schon mal untergekommen. Aber dass ganz Tokio ein einziges Platzproblem ist, das hätte ich so nicht vermutet. Ich schob es auf meine Müdigkeit.

4. Die zweite Vorspeise

Das Hotel (The New Otani) entpuppte sich als Goliath unter den Tokioter Bettenburgen. Bestehend aus drei Häusern mit insgesamt rund 1700 Zimmern, zahlreichen Läden und Restaurants und Fluren, so weit das Auge reichte, war fast wie eine kleine Stadt in der großen Stadt. Um vom Zimmer aus das Hotel in der Nähe der U- Bahn-Station zu verlassen musste ich zweimal Aufzug fahren, gefühlte 5 km durch unterschiedliche betteppichte oder beflusste Flure talpen, durch einen See schwimmen, über einen Berg kraxeln und mich an einem langen Seil herunterlassen. Manchmal musste ich unterwegs noch einen Drachen töten, aber das kam nur gelegentlich vor. So groß das Hotel war, so klein war das Zimmer. Zwar war der Standard durchaus gut, aber alles war so platzsparend wie es eben ging untergebracht. Das absolute Highlight des Zimmers fand ich aber im Bad: Die japanische Toilette. Nicht nur, dass die Klobrille beheizt ist, damit man sich während der Geschäftstermine keine Frostbeulen holt, es gibt auch eine Vielzahl unterschiedlich gebündelter Wasserstrahlen, die man dem Allerwertesten entgegen schleudern kann. Dann noch kurz das Gebläse an und man fühlt sich wie frisch gewickelt. Die wirklichen High-End-Klos haben darüber hinaus dann noch einen Knopf für Lärm-on-Demand, um eindeutigen Geräusche, die aus der Kabine hinaus klingen wollen, hübsch zu vertuschen.

Angesichts dieser im Klo eingebauten Wohlfühllose wäre es zwar kein Wunder gewesen, hätte ich mich von diesem Meisterwerk östlicher Ingenieurkunst nicht mehr losreißen können, aber nachdem die Brille Anstalten machte, sich tief in mein Sitzfleisch einzuprägen, besann ich mich eines besseren und stand auf. Schließlich war ich ja auch nicht zum Spaß hier.

Eine Katzenwäsche später fand ich mich im Büro wieder. Tokio musste für den Rest des Tages erst mal draußen bleiben. Schnell stellte ich fest, dass man mit der Stadt selbst eigentlich kaum Berührungspunkte haben muss. Die U-Bahn fährt einen bestenfalls gleich bis ins Bürogebäude, wo man dann neben dem Arbeiten auch noch alle anderen täglichen Bedürfnisse stillen kann. Restaurants, Cafés, Supermärkte. Alles ist gleich ins Gebäude mit eingebaut. Das spart Zeit. Und man ist schneller beim Feierabendbier als man Prost sagen kann.

5. Die erste Hauptspeise (Teriyaki – 照り焼き)

Die U-Bahn bildet zusammen mit der JR das zentrale Nervensystem der Stadt. Man kommt in kürzester Zeit in die entlegensten Winkel und die Bahnen fahren im Minutentakt. Da die Japaner es mit dem Englischen nicht an allen Stellen so wirklich haben, fühlt man sich anfangs beim Anblick des U-Bahn-Plans ein bisschen wie der Ochs vorm Berg, aber das legt sich eigentlich schnell. Man kann nicht wirklich viel verkehrt machen – nicht mal beim Ticketkauf. Die Japaner haben für ihre Fahrscheine ein beeindruckend einfaches System ausgeklügelt, das dafür sorgt, dass man egal wo man hinfährt immer den richtigen Fahrpreis bezahlt und zwar ohne lange darüber nachdenken zu müssen. Die Geheimwaffe nennt sich „Fair adjustment“ und das Prinzip ist denkbar einfach: Man kauft sich immer die billigste Fahrkarte für 160 oder 170 Yen und fährt damit dann erst mal los. Am Zielort angekommen steckt man die Fahrkarte dann in den Fair-adjustment-Automaten und der sagt einem genau, ob der bereits entrichtete Fahrpreis ausreichend war oder ob man noch nachzahlen muss. Da man ohne Fahrkarte weder zur U-Bahn kann noch aus dem Bahnhof heraus kommt, führt am Bezahlen kein Weg vorbei. Aber man muss wenigstens nicht einen Moment darüber nachdenken, welches der richtige Preis für die gewünschte Fahrstrecke ist.

Tokio ist die Stadt der tausend Köstlichkeiten. In manchen Vierteln reihen sich die Restaurants wie Perlen auf einer Schnur auf. Die meisten sind auf die unterschiedlichen japanischen Spezialitäten ausgerichtet, aber auch die sonstige asiatische und die europäische Küche sind vertreten. Kosmopoliten wie ich essen aber auch in Japan gerne zum Dinner mal nur Kleinigkeiten, wie etwa die Tafel Schokolade die man noch aus dem Flieger retten konnte oder auch die Käsecracker aus der Minibar. Eine wahre Geschmacksexplosion, die mir den ersten Abend in Tokio durchaus versüßte.

Am Mittag des zweiten Tages durfte ich dann mit zwei Japanerinnen unter Anleitung etwas traditioneller japanisch essen gehen. Ein vegetarisches Buffet, Klebreis und Miso-Suppe. Das Essen sah hübscher aus, als es lecker schmeckte. Am Ende war noch die Hälfte übrig und ich war nicht wirklich satt. Dafür sorgte das gute alte Stäbchenspiel aber dafür, dass das Essen und ich uns köstlich miteinander amüsierten. Und gute Freunde isst man ja auch nicht einfach auf.

Auf dem Heimweg vom Büro (diesmal zu Fuß) kam ich an einem Vergnügungsviertel vorbei und entschloss mich, dort mein Essen für den Abend zu jagen. Dort gab es zahlreiche Restaurants, Clubs und Spielhöhlen, die bis unter die Decke mit Anzugträgern vollgestopft waren. Dazwischen überall Neonreklame und viele Menschen mit schlimmer Alkoholfahne. Das Ganze wie immer in gestriegelt und gespornt. Da die japanischen Restaurantbetreiber meiner und ich ihrer Sprache nicht mächtig waren, fanden wir an diesem Abend nicht zusammen. Die vielen bunten Bilder und die ausgestellten Plastikspeisen waren mir leider auch keine Hilfe. Zu groß war meine Sorge, dass fälschlicherweise statt eines Geflügelirgendwas ein Fischirgendwas in meinem Mund landen könnte. Kurzerhand (und da ich es ein wenig eilig hatte) entschied ich mich für ein Sandwich bei Subway, das ich aber als Option schon wieder verworfen hatte, als ich bei dessen Zubereitung zusehen musste. Ich zahle brav, aber wusste schon, dass dieses Sandwich und ich nie gemeinsame Sache machen würden. In letzter Verzweiflung fand ich einen Delikatessenladen, in dem ich französischen Käse, spanische Oliven und italienisches Knoblauchbrot kaufte. Und eine Dose japanisches Bier. Das war sehr lecker. Eines muss man diesen Japanern lassen: Sie verstehen wirklich was von gutem Essen. Nicht zuletzt deshalb freute ich mich darauf, am Wochenende die weiteren kulinarischen und sonstigen Höhepunkte der Stadt zu erkunden. Und mir vor allem auch diese Spezies etwas genauer anzusehen.

6. Der zweite Zwischengang

Der homo tokiensis ist im Allgemeinen kleiner und zierlicher als sein westliches Gegenstück. Er trägt bevorzugt Anzug, wenn er ein er ist und irgendwas anderes Adrettes, wenn er eine sie ist. Hauptsache die Absätze sind hoch, das Make-up ist üppig und das Haar sitzt. Gerne pflegt man auch einen Hauch Extravaganz. Das zweithäufigste Kleidungsstück neben dem Anzug ist der Mundschutz, den es in zahlreichen Spielarten gibt. Am gebräuchlichsten ist wohl das „Ein-bis-zwei-Mal-tragen-und-dann-entsorgen-Modell“, aber auch das Modell „Maulkorb“ scheint sich zielstrebig an die Spitze vorzukämpfen. Über die Gründe, warum dieser Mundschutz getragen wird, scheiden sich die Geister. Die einen sagen, die Leute wollen sich vor Krankheiten schützen (Als ich im Taxi einmal kurz wegen der trockenen Luft husten musste, hatte der Fahrer binnen Nanosekunden einen Mundschutz an.), die anderen unterstellen die deutlich altruistischere Motivation, den Rest der Welt vor der eigenen Verseuchtheit schützen zu wollen. Beide Ansätze sind angesichts der Hygienebesessenheit der Japaner zwar denkbar, meiner Ansicht nach aber schlichtweg falsch. Viel realistischer erscheint mir da doch der folgende Ansatz: Japan ist das Land des Fisches. Er kommt in allen Erscheinungsformen und Aggregatzuständen daher und ist des Japaners liebstes Lebensmittel. Allerdings kann man davon ausgehen, dass den Japanern vom übermäßigen Fischkonsum im Laufe der Zeit Fischlippen wachsen. Und weil genau das immer mehr Japanern passiert und Fischlippen bei Nichtfischen nun mal merkwürdig aussehen, tragen die

betroffenen Japaner eben einen Mundschutz als Sichtschutz. [Das ist jetzt allerdings auch nur eine Theorie...]

Theorien wie diese entstehen beispielsweise, wenn ich an einer der Haupteinkaufstraßen (Omotesando) vor dem GAP sitzend auf meine Kollegin warte und die Menschen beobachte. Es gibt hier so viel zu sehen, am liebsten hätte ich noch vier Augen um nichts zu verpassen. Da kommt von links ein hübsches Liebespaar. Beide tragen Mundschutz und halten Händchen. Mir kommt so viel Hygiene in der Welt der Liebe so deplatziert vor. Oder ist es sogar umgekehrt? Von rechts nähert sich eine Gruppe gutgekleideter Herren, die mit großen Zangen den Müll von der Straße aufsammeln. Auch das passt für mich nicht zusammen. Aber in seiner Andersartigkeit ist alles dann auf einmal doch wieder stimmig. Und sogar die Frauen im Kimono, die in ihren engen Röcken und den Zehensandalen nur zaghafte, etwas unrund anmutende Schritte machen können. Auch die sind ein Teil des Ganzen.

Die Kollegin bringt mich zum Meiji-Schrein und erklärt mir, dass hierhin die drei-, fünf- und siebenjährigen Kinder kommen, um sich segnen zu lassen. Es sind eine Menge dieser kleinen Leute unterwegs und sie sind mit farbenfrohen Kimonos herausgeputzt. An anderer Stelle im Schrein wird gerade eine Hochzeitsgesellschaft fotografiert. Die Braut versucht zu lächeln, ohne die Zähne dabei zu zeigen. Das ist auf solchen Bildern verpönt. Eine weitere Hochzeitsgesellschaft hat die Feierlichkeiten noch vor sich und schreitet in einer langen Prozession durch die Gänge des Schreins zur Tat. Wir spenden eine Münze, wünschen uns was und klatschen einmal kurz in die Hände. Und ehe ich mich versehe, stehe ich inmitten der Neonreklamen an der Shibuya Crossing und bin vom traditionellen Japan wieder viele Meilen entfernt.

7. Das Sorbet

Zwei Tage sind nicht annähernd genug Zeit, um Tokio gesehen zu haben. Aber man kann sich einen guten Überblick über die wichtigsten Einkaufsstraßen verschaffen. Und feststellen, dass man sich das Shopping dort eigentlich nicht leisten kann. Und dass man für japanische Verhältnisse ohnehin zu große Füße hat. Es gibt dieselben Marken wie in Europa, aber zu deutlich höheren Preisen. Labels sind den Japanern wichtig. Was nichts kostet, ist auch nichts.

Ein Kontrastprogramm zu den mit europäischen Marken gespickten Prachteinkaufsvierteln wie Ginza oder auch die Omotesando ist die junge japanische Mode von Shibuya. Sie ist wild. Und sie ist laut. Im 109 –DEM Kaufhaus für Tokios Teens- gibt es auf dröfl Etagen den letzten Schrei, nur dass man ihn wegen der lauten Techno-Musik, die aus jedem Laden schallt nicht hört. Außer mir ist in diesem Shopping-Center niemand älter als 14, aber da die vornehmlich anwesenden jungen Damen durch die Bank weg auf Mitte zwanzig geschminkt sind, falle ich als Quasi-

Mittzwanzigerin gar nicht besonders auf. Klar ist, dass die Jugendlichen in Tokio einen Style-Fetisch haben. Schulmädchen- und Lolita-Look liegen ganz weit vorne und auch inkarnierte Manga-Charaktere sieht man an jeder Ecke. Wichtig ist bei jedem Styling gleichermaßen, dass an allen Handys – man präferiert hier ganz eindeutig die aufklappbare Variante – ein mindestens bernhardiner großes Kuscheltier oder irgendeine andere Form von Gepuschel hängt. Ein bisschen wie Disneyland, nur in echt. Mit Schneewittchen, Dornröschen und allen anderen Märchenbräuten.

Als europäische Frau ist man in Tokio so gut wie durchsichtig. Und zwar sowohl für die japanischen Männer als auch für die vielen Touristen, denen bei so viel zur Schau gestellter asiatischer Schönheit an allen Ecken die Augen übergehen. Das Gute daran: Man wird von nichts und niemandem belästigt. Allerdings wäre man auf die Dauer wohl ganz schön einsam hier. Und die gesalzenen Preise machen es zumindest für eine europäisch gegerbte Geldbörse schwierig, der Einsamkeit mit einer ausgedehnten Shoppingtherapie zu trotzen.

8. Der dritte Zwischengang

An meinem letzten Abend in Wonderland entscheide ich mich, die Shoppingmeilen hinter mir zu lassen und mich den sonstigen Attraktionen der Stadt zu widmen. Die erste Etappe der kleinen Einpersonen-Kaffeefahrt bringt mich nach Roppongi. Vom 52. Stock des Mori-Towers in Roppongi Hills habe man angeblich einen phantastischen Panoramablick über die ganze Stadt. Und das bisschen Höhenangst wird eine Heldin wie mich doch nicht davon abhalten, mir Tokio aus der Pekingentenperspektive anzusehen. Wohl dem, der sich irgendwann anschicken wird, Panoramablicke vom Erdgeschoß aus anzubieten! Todesmutig beschreite ich also den Fahrstuhl des Grauens. Selbst das auf Halloween gebürstete Personal vermag es nicht mehr, mich in Angst und Schrecken zu versetzen. Im 52. Stock presst sich die versammelte Gesellschaft an die großen Panoramafenster. Nur eine einzige Besucherin versucht den jeweils größtmöglichen Abstand zum Abgrund zu halten. Erstaunlicherweise sieht diese aus wie ich und fühlt sich auch genau so an. Zufälle gibt's! Aber auch die sichere Distanz kann den Rundblick über die Stadt nicht verhindern. Ich bin ausgeliefert. Nicht mal die an die Fenster gepressten Menschenmassen schützen mich vor der drastischen Wahrheit: Tokio – so weit das Auge reicht; Tokio, eine Stadt ohne Ende. Ich muss zugeben, dass ich schockiert bin. Bis zu diesem Moment hatte ich an Berlin und Köln, an Brüssel und Castrop Rauxel geglaubt. Und mit einem Mal wusste ich: Es gibt nur Tokio. Zu gleichen Teilen von Höhe und Erkenntnis benommen verlasse ich die Schreckensszenerie. Einer Folterkammer entkommen, für die ich sogar freiwillig Eintritt in apothekaler Höhe zahlt.

Ich entscheide mich für die Flucht aus der harten Wirklichkeit, hinein in die Welt der Illusion und plane spontan mich mit Haut und Haaren dem in Tokio nicht unüblichen Filmkulissenaufsuchtourismus hinzugeben. Da meinen Magen nahezu gleichzeitig ein Gefühl der Leere aufsucht und man mir Fleisch in Aussicht stellte, begeben mich auf direktem Wege zum nächsten Etappenziel, jedoch nicht ohne vorher einen guten Kilometer in die falsche Richtung gelaufen zu sein. [Es ist kaum mehr als ein Gerücht, dass ich aus nicht nachvollziehbaren Gründen für meine kleine Tour unbedingt die neuen Stiefel aus dem Schuhübergrößenladen anziehen musste, die nicht nur ein wenig zu eng sondern auch ein wenig zu hoch geraten sind.] Das Gonpachi ist so was wie die japanische Antwort auf ein Steakhouse. Es gibt dort sogar Koberind. Das Restaurant diente als Vorbild für die Kulisse der Gemetzelszene in Kill Bill.

Mir wird ein Platz an der Theke zugewiesen, was alleine ohnehin irgendwie weniger unangenehm ist. Ich bestelle Bier und Fleisch und warte darauf, dass das große Gemetzel losgeht. Ich bestelle ein weiteres Bier, aber nichts passiert. Von links spricht mich ein Tourist an, der mir meinen offensichtlich vorhandenen Handyempfang neidet. Ich erkläre ihm die Welt. Und dass er ohne UMTS / G3 in Japan handytechnisch gar nichts zu melden hat. Er denkt, ich habe Ahnung. Ich bin irgendwie stolz. Nachdem sich nach dem zweiten Glas Bier noch immer kein Gemetzel eingefunden hat, verlasse ich mit leichter Schlagseite das Restaurant. Im Bauch einen guten Liter japanisches Hopfenwasser und das gute Gefühl, jeden Japaner locker unter den Tisch saufen zu können.

Weiter führt mich die kleine Filmtour in das Park Hyatt Hotel. Mehr zufällig als absichtlich finde ich es sogar in irgendeinem dieser Häuser, die einem in Tokio an jeder Ecke über den Weg laufen. Irgendwie ist das ganze merkwürdig. Das Hotel befindet sich in den oberen Stockwerken eines normalen Bürogebäudes, fast so, als wolle es sich vor den Leuchtreklamen verstecken. Und als die Fahrstuhltür sich öffnet ist es irgendwie so wie es an der Himmelpforte sein muss, kurz bevor man ins himmlische Paradies eintritt. Ein wohliges Gefühl der totalen Entschleunigung kriecht mir in die Hosenbeine. Das Licht ist gedämpft, die Musik leise, in der Nase macht sich ein angenehmer Duft breit. Ich schwebe durch die Hotelflure und frage mich bei den Engeln links und rechts nach dem Weg zur Bar durch. Natürlich ist das nicht irgendeine Bar. Schließlich bin ich im Himmel, oder in dessen japanischer Version.

Die New York Bar im Park Hyatt zeichnet sich vor allem dadurch aus, dass sie im Film „Lost in translation“ eine Hauptrolle spielte. Ich habe den Film nie gesehen, kann daher nicht sagen, ob ihr Part oscarreif war. Aber nachdem ich von mehreren Seiten mehrfach darauf hingewiesen wurde, dass ich die Stadt unmöglich ohne einen Besuch in ebenjener Bar verlassen könne tat ich diesen Menschen eben den Gefallen und suchte sie auf. Die nach 19:00 Uhr zu entrichtende Platzmiete war teurer als der

Wein, den ich dem Bier im Bauche kredenzte. Ich rächte mich fürchterlich, in dem ich jede einzelne Knabberei in dem kleinen Napf, der mir vorgesetzt wurde genüsslich mit den Zähnen zermahlte. Ich konnte mich gerade noch davon abhalten, den Napf anschließend auszulecken. Meine Katzen wären da weniger skrupellos gewesen. Die Bar war eben eine Bar. Zwar eine mit einer durchaus großen Auswahl an Aussicht und auch eine, in der Livemusik feilgeboten wurde, aber am Ende doch nur eine Bar. Ich glaube, ich muss mir diesen Film mal ansehen, vielleicht gerate ich dann retrospektiv in Ekstase.

Vom versammelten Alkohol und den Eindrücken gleichermaßen beschwingt kehre ich an meinem letzten Abend in Tokio in die Hotelstadt zurück. Dem kleinen Moment des Heimwehs, der sich im Schatten des Alleinerlebens all dieser Dinge unbemerkt von hinten angeschlichen hat biete ich die Stirn. Deutsche Welle TV hilft mir ein bisschen dabei, auch wenn ich alle Sendungen in den verjetlagten Nächten zuvor bereits mehrfach in deutscher und englischer Fassung gesehen habe. In einer Welt der kurzen Quietsch- und Nasallaute legen sich einem die aufwändigen (behäbigen) deutschen Wortkompositionen wie ein wärmender Mantel um die Schultern. Die Nachrichten aus der Heimat lassen mich sanft wegdösen.

9. Das feuchte Tuch zwischendurch

Am nächsten Tag setzte ich mich bereits in aller Herrgottsfrühe in Richtung Flughafen in Bewegung. Genauer genommen ließ ich mich in Bewegung setzen. In einem Land, in dem man nicht mal erahnen kann, welche Bedeutung die Worte haben, lernt man sehr schnell, wildfremden Menschen zu vertrauen. Nicht, dass man eine wirkliche Wahl hätte... Ich vertraute also dem freundlich lächelnden Hotelpagen, dass er dem nicht minder freundlich lächelnden Taxifahrer verständlich gemacht hatte, wohin er mich zu verfrachten habe. Als dieser mich dann im Irgend- oder Nirgendwo vor einer verschlossene Türe absetzte machten sich erste Zweifel an der Fruchtbarkeit dieser Kommunikation breit. Zweite und dritte kamen schnell dazu, denn der Eingang zum Monorail-Bahnhof wollte sich partout nicht blicken lassen. Der große Weiße, der irgendeine seltene Art von Treppenphobie hatte ließ sich von mir einmal rund um das Gebäude schleppen. Ganz offensichtlich hatte er in den letzten Tagen zu allem Überfluss einige Pfunde zugelegt. Verdenken konnte ich es nicht wirklich, denn der Arme musste ja wie es für Koffer nun mal leider üblich ist, tagelang mutterseelenallein im Hotelzimmer rum liegen.

Der richtige Eingang zum Bahnhof lag lustigerweise genau an der gegenüberliegenden Seite des Bahnhofs. [Ich meine dieses andere lustig, das sich einem frühestens beim zweiten oder dritten Blick erschließt. Gelegentlich auch gar nicht.] Ich kaufte uns eine Fahrkarte und stellte mich anschließend brav in die lange Schlange der auf den nächsten Zug Wartenden. Auf dem Boden war eigens dafür eine Linie eingezeichnet, so dass wir beim Warten nahezu umfassend vor etwaigen

Fehlritten geschützt waren. Der Zug fuhr ein und die Schlange setzte sich in Bewegung. Wie so häufig in Tokio passte weitaus mehr Mensch in den Zug als man zunächst für möglich gehalten hätte. Und auch viel mehr, als ich für angebracht hielt. Am Ende war der Zug zum Bersten voll und draußen hatte sich bereits brav eine neue Schlange aufgereiht. Während ich draußen noch allenfalls von vorne und hinten eingekesselt worden war, kam es im Zug aus allen Richtungen – begleitet von einer nicht wegzuleugnenden Knoblauchseligkeit.

Hinter mir stand einer, der offensichtlich das erste Mal in seinem Leben eine Stadt gesehen hat. Er fotografierte vom Zug aus aufgeregt mal in diese mal in jene Richtung, nicht ohne mir bei jeder Drehung seinen überdimensionalen Rucksack ins Kreuz zu hauen. Ein anderer Mitreisender, der die Attacken auf mein Kreuz mitbekommen hatte, versuchte, mich vor diesem ungehobelten Rempeler zu retten – leider ohne jeden Erfolg. Der Landjapaner fotografierte und rempelte munter weiter. Wider Erwarten erreichten wir irgendwann den Flughafen, wo der Zug uns alle auf einmal mit Schwung ausspuckte. Als ich mich Richtung Ausgang bewegte und die Ausgangsschleusen erblicke fiel mir ganz schlagartig ein, dass ich meine Fahrkarte zwar in der Eingangsschleuse versenkt, sie aber vor lauter Irritation dort hatte stecken lassen. Und nun stand ich da: Keine Fahrkarte, kein japanisches Wort der Erklärung auf den Lippen. Ich schnappte mir den nächsten verfügbaren Aufseher und berichtete ihm auf Englisch von meinem Malheur. Er verstand kein Wort, ahnte aber aus naheliegenden Gründen, dass mein Problem irgendwas mit Zugfahren und Fahrkarten zu tun haben musste.

Im Nachhinein glaube ich, dass er mehr Angst vor mir hatte als ich vor ihm. Denn hätte er mit mir schimpfen, mich ermahnen, mich des Landes verweisen oder mich was-auch-immer-in-solchen-Situationen-in-Japan-üblich-ist wollen, so hätte er das auf Englisch tun müssen. So entschied er sich, mich durchzuwinken und schnell so zu tun, als sei ich ihm nie begegnet. Check-In, Lounge-In und Board-In(g) verliefen ohne weitere Vorkommnisse. Ich kehrte Japan den Rücken, um in China einzufallen.

10. Der zweite Hauptgang (Peking-Ente)

der-zweite-hauptgang¹Liebe Flughafendurchsagensprecher, Flugkapitäne und Stewardessen: Es gibt übrigens Informationen, die der gemeine Flugängstling nicht unbedingt haben möchte! Dazu gehören sowohl die Aufforderung, vor dem Flug noch einmal die Toilette aufzusuchen, da dies während des Fluges möglicherweise nicht durchführbar sein wird sowie auch die Ansage, dass man aus ähnlich erschütternden Gründen den Snack vorsichtshalber vor dem Abflug bereits auf dem Boden servieren wird. In die Reihe passt übrigens auch der Hinweis, dass sich der Abflug wegen technischer Schwierigkeiten bis auf Weiteres verzögern werde.

Natürlich wurde mein Flug von Tokio nach Beijing von einer solchen Ansage eingeleitet, die bedrohlich durch die Flughafenlautsprecher schallte. Gemeint waren zwar die Passagiere eines Fluges nach Shanghai, aber da Shanghai nun auch irgendwie in China liegt, fühlte ich mich gleich mit angesprochen und leerte prophylaktisch –sicher ist sicher– eine halbe Flasche meiner geliebten Notfalltropfen. Meiner daraus resultierenden Fahne nach zu urteilen mussten mich die Stewardessen bereits beim Betreten des Flugzeuges für im höchsten Maße alkoholkrank halten –es war ja nicht mal 10:00 Uhr morgens- aber zurückhaltend und höflich wie die Japaner sind, ließen sie sich nichts anmerken. Stattdessen hätschelten und tätschelten sie mich.

Während ich den Start noch als „piece of cake“ einstufen würde, verlief der restliche Flug ganz und gar nicht nach meinen Vorstellungen: Wir wackelten uns von Tokio nach Beijing. Wie üblich verlieh ich meiner Unzufriedenheit mit dieser Situation durch eine konsequente Verweigerung jedweder Nahrungsaufnahme Ausdruck. Die Stewardessen schauten höflich besorgt oder umgekehrt und fragten in 5-Minuten-Abständen bei mir nach, ob sie mir nicht doch langsam mein Essen servieren dürften. Irgendwann zwang ich mich, einen trockenen Muffin und ein Glas Wasser anzunehmen – ich bin ja schließlich kein Unmensch.

Um mich zu beruhigen starrte ich während des gesamten Fluges wie gebannt aus dem Fenster. Kann man eigentlich mit der minutiösen Observation verschiedener Wolkenformationen von oben ein Zubrot verdienen? Irgendwann waren die Wolken dann weg und zu meiner großen Freude konnte ich die chinesische Mauer von oben sehen. Erstaunlicherweise verläuft sie mitten durch Korea, wie mich das kleine Flugzeug auf dem großen Bildschirm vor mir lehrte. Ich kann mir gut vorstellen, dass die einstiegen Bauherrn im ekstatischen Eifer des Gefechtes einfach über das Ziel hinaus geschossen waren und bei den nordkoreanischen Freunden weitergebaut hatten. So etwas kommt doch in den besten Kommunismen vor!

Irgendwann hatte das Gewackel ein Ende. Es muss wohl im Moment der Landung gewesen sein. Ich war ganz schön aufgeregt, als ich in Beijing dem Flugzeug entstieg – das war mein erstes Mal im Land der begrenzten Möglichkeiten und ich hatte keine Ahnung, wie sich das alles wohl am Ende für mich anfühlen würde.

Erstaunlicherweise fühlte sich schon der erste Schritt auf pekinesischem Boden weniger fremd an, als dies in Tokio der Fall gewesen war. Der Flughafen entpuppte sich als ein modernes, helles Gebäude mit viel Glas und Stahl und ich schämte mich ein wenig, dass ich wohl eher eine morsche Holzhütte erwartet hatte. Die chinesischen Grenzer und Zöllner waren nicht merkwürdiger als ihre japanischen Kollegen und alles in allem verlief der Einlass in das Land, über das ich eigentlich gar nichts wusste, sehr sanft und ohne besondere Vorkommnisse. Auch die Toiletten waren Toiletten, waren Toiletten, waren Toiletten....

11. Süßer Gruß aus der Küche

Das-große-FressenNachdem ich meine sieben Sachen wieder beisammen hatte, war ich bereit die schützenden Mauern des Flughafens hinter mir zu lassen und mich in die Welt der Andersartigkeit zu stürzen. Draußen wartete im Pulk der Empfangskomitees bereits meine chinesische Kollegin mit einem Schild das meinen Namen trug. Sie hatte mir bereits vorab ein Foto des Schildes zugeschickt, damit ich es am Flughafen wiedererkennen würde. Wir schnappten uns ein Taxi – eines der zwölf englischen Cabs, die es in Beijing gibt – und ließen uns auf direktem Wege zum Hotel chauffieren. Die Fahrt dauerte eine gute halbe Stunde und kostete keine 9 €. So teuer, wie mir Japan erschienen war, so lächerlich nahmen sich die chinesischen Preise daneben aus.

Das “Hotel G” war mindestens eine so große Überraschung wie der Flughafen: Ein Designhotel im europäischen Stil – absolut durchgestylt und dennoch bezahlbar. Außerdem war es ein Tummelplatz der italienischen Modegrößen, wie ich mir hatte sagen lassen. Also genau das richtige Umfeld für mich. Das Zimmer war sehr dunkel eingerichtet, mit vielen Lampen und allerlei Designschnickschnack. AsiaMeine Tokioter Schlafzelle hätte etwa viermal in den Saal hinein gepasst, den man mir hier anbot. Funky.

Nachdem ich das Durch-die-Wolken-Gewackel weitgehend ohne zu essen zu ertragen versuchte, machte sich nun spätestens bei meiner Ankunft im Hotel ein Hungerchen bemerkbar. Glücklicherweise gab es gleich neben dem Hotel ein ganz ansprechend aussehendes Restaurant und meine liebevolle Kollegin machte mir die Freude, ebenfalls eine gewisse Leere in der Magengegend zu verspüren. Die Speisekarte erinnerte an einen Ottokatalog – sehr dick und voll mit bunten Bildern. Da die Beschreibungen nur auf chinesisch daneben standen, musste ich versuchen anhand der Bebilderungen zu erraten, was ich gemäß Genfer Menschenrechtskonvention und Tierschutzgesetz essen konnte und was ich mir lieber zum streicheln auf den Schoß hätte legen wollen. Meine Kollegin war so freundlich mir ein wenig zu helfen. Zu den besonderen Highlights der Speisekarte zählten Ochsenfrosch, Schlange und Fischhäute. Sah alles wirklich sehr lecker aus, aber schweren Herzens entschied ich mich dagegen.

Zwischen dem was ich bestellen wollte und dem was am Ende wirklich auf dem Tisch stand lagen ein offensichtliches Sprachproblem sowie circa drei Portionen. Vier riesige prallgefüllte Schüsseln mit Essen starrten uns ängstlich an. Wir hatten Hühnchen in Teebaumöl (eigentlich waren es eher Hühnerknochen [waren es Hühnerknochen?] in Teebaumöl), Blumenkohl mit Chili (interessante, aber absolut leckere und gefahrlose Mischung), Tofuscheiben (hmm) und gebratenen Reis (mmhh). Wir aßen so viel wir konnten, aber gemessen an dem, was vorhanden war, war das im Grunde nichts. Unsere Kinder, Kindeskind und Kindeskinderkinder

hätten wir mit den Resten locker noch durch drei Winter gebracht. Und das Ganze kostete nicht einmal 15€!

12. Das Dessert

Für den Abend hatte sich die nette Kollegin überlegt mir ein wenig mehr von ihrer Stadt zu zeigen. Und ich wusste schon ganz genau, was ich sehen wollte: Ich wollte Getümmel, fliegende Händler, Holzhütten, Hund am Spieß und dergleichen – eben all das, was das stereotypische China aus meiner Vorstellung mindestens hätte hergeben müssen. Ich sah nichts von alledem. Stattdessen sah ich die moderne, die europäisierte, die Partystadt Beijing, in der man zu deutlich günstigeren Preisen ein klassisches „westliches“ Leben hätte führen können. Ich fragte beständig nach dem traditionellen China; doch meine Kollegin verstand mich nicht. Lediglich in einer Seitenstraße gab es ein paar Leute, die in kleinen Straßenküchen den ein oder anderen chinesischen Leckerbissen feilboten, aber mehr „Tradition“ war einfach nicht zu holen. Wir liefen kreuz und quer durch die Stadt. Alles war fein herausgeputzt, modern und so völlig unkommunistisch. Und noch dazu so normal. Was sollte ich denn zuhause erzählen, wenn die Welt so viele Kilometer weit weg unterm Strich doch genau dieselbe war? Wenn wenigstens die Menschen dort einen offensichtlichen Knall hätten!

Schließlich führte uns unser Schlendrian durch die Stadt an einem öffentlichen Platz vorbei, der mit Konservenmusik beschallt wurde und auf dem die Leute tanzten – einfach so, als hätten sie nie etwas anderes getan. Ich ging davon aus, dass es sich um einer Party oder eine sonst wie inszenierte Veranstaltung handelte, aber meine Kollegin verriet mir, dass die Chinesen sich nach dem Essen gerne bewegen und das zur Not auch einfach spontan und in Rudeln irgendwo auf dem Heimweg vom Restaurant in dem sie zu Abend gegessen hatten. Auf dem Platz waren alte und junge Leute und sie tanzten jeweils in Paaren. Wer genug getanzt hatte, hörte einfach auf und setzte den Heimweg oder den Weg zur nächsten Station des Abends fort. Niemand fand das merkwürdig. Wenn man mal von mir absah. Aber gleichzeitig fühlte ich auch ein Gefühl der unbändigen Freude in mir aufsteigen: DAS war doch mal was! DARÜBER könnte man sprechen! Hatte ich nun also endlich den so heftig herbeigesehnten Beweis für die kulturelle Andersartigkeit des Chinesen gefunden? Und war das nun endlich das traditionelle China von dem sie alle sprachen? Ich war mir nicht sicher, denn irgendwie hatte ich es mir naserümpfendswerter vorgestellt. Das war es ganz und gar nicht. Eher das Gegenteil. Denn spontanes Herumgetanze ist unterm Strich viel cleverer als der europäische Brauch, sich nach dem Essen auf die Couch zu setzen, um sich hingebungsvoll den Wanst zu tätscheln.

Wir setzen unsere kleine Tour auf der Partymeile Sanlitun fort. Meine Kollegin war völlig aus dem Häuschen, dass ich von dieser scheinbar sagemunwobenen Straße noch nie gehört hatte. Hier reiht sich Lokal an Lokal. Die nicht-asiatischen Herren finden

sich hier zum feiern ein. Und um sich von den chinesischen Frauen feiern zu lassen. Besonders die europäischen Männer seien bei den Chinesinnen sehr beliebt, verriet mir meine Kollegin. Wegen deren reliefartigen Gesichtern, sagte sie. Ich hörte auf mich darüber zu wundern, dass ich bisher nichts von dieser Straße gehört hatte...

13. Der Käse

Der zweite Tag in Beijing spielte sich zunächst zum größten Teil im Büro ab. In der Mittagspause brachten mich die Kollegen in eine Nudelbar, in der es sehr schmackhafte Nudelsuppen gab. Bewaffnet mit Stäbchen und Suppenlöffel kümmerte ich mich zunächst um den flüssigen Teil der Suppe, da mir das einfacher erschien. Was blieb waren von der Suppe glitschige, spaghettiartige Nudeln, die sich der Könner mit Hilfe der Stäbchen in den Mund stopfte. So weit ließ ich es erst gar nicht kommen. Nudel für Nudel rutschte wieder zurück auf den Teller, noch lange bevor die Mündöffnung überhaupt in erreichbare Nähe kam. Ich würde in dieser Mittagspause verhungern – das war klar. Eine meiner Kolleginnen stand auf und ging geradewegs auf einer der Restaurantangestellten zu. Sie diskutierten eine Weile, dann wühlte die Dame ein paar Minuten in einem Schrank herum, bis sie schließlich eine Gabel zutage brachte. Meine Kollegin hatte mein Leben gerettet und ich konnte – leicht peinlich berührt – die Nudeln aus meiner Suppe ihrer Bestimmung zuführen.

Ein schweizerischer Kollege, der schon sehr lange Zeit in Beijing lebte, bot mir am Abend an, mir bei er Suche nach dem „echten“ China ein wenig unter die Arme zu greifen. Da wir nur wenige Stunden Zeit hatten, entschloss er sich, mir die schnellste Stadtführung der Welt angedeihen zu lassen. Zur Einstimmung gab es Shop-ping – eine der wirklich ältesten chinesischen Traditionen. Wir fuhren dazu zum Silkmarket, einem Straßenzug auf dem ursprünglich – man glaubt es kaum – Seide verkauft wurde. Die Straße hatte man irgendwann links liegen und an ihrer Stelle eine riesige Halle hochgezogen. Auch die Seide stand nicht mehr im Mittelpunkt des Geschehens. Sicher hatte der ein oder andere Händler noch ein Seidentuch in der Schublade, aber das wesentliche Geschäft wurde hier mit Originalware von Lui Wu Tong, Dol Tse & Gha Ba Na sowie Gu Chi gemacht. Und außerdem gab es noch mongolische Kaschmirziegen in Pulloverform.

Maximal sieben Minuten und einen Verhandlungsmarathon später hatten wir den Silkmarket um einen Kaschmirpulli schwerer wieder hinter uns gelassen und bestiegen die U-Bahn Richtung Tian'anmen. Der Exerzierplatz war beeindruckend, wenn auch leider um die vorgerückte Stunde schon nicht mehr zu betreten. Rund um den Platz war die Hölle los. Kantonesische Reisbauern, Viehzüchter aus Yunnan, Fischer aus Jiangsu – alle waren sie hierhin gekommen, um sich einmal in ihrem Leben vor dem großen Mao-Konterfei ablichten zu lassen. Gerne auch zusammen mit mir, wie ich verzückt feststellen durfte. Vermutlich hätte ich mir den ein oder

anderen Yuán auf diese Art verdienen können, aber auch dafür blieb an diesem Abend keine Zeit.

Der Stadtsputt ging weiter nach Qianmen, vorbei am alten Bahnhof und mitten hinein in den naturgetreuen Nachbau einer alten chinesischen Einkaufsstraße, den eigentlich nur die teuren westlichen Labels verriet, die sich hier angesiedelt haben. Das Ganze hat was von Freilichtmuseum, irgendwie nett, irgendwie unehrlich.

Verlässt man die Qianmen und begibt sich in einer der zahlreichen von ihr fortführenden kleinen Gässchen, steht man dann – völlig unvermittelt – mit einem Mal mitten im traditionellen China, wie es in den Hutongs noch heute zu finden ist. Es gibt Straßenhändler, Fahrradrikschas, Köstlichkeiten am Spieß, Kräutlerläden – einfach alles, was das Herz begehrt. Mitten im Hutong befindet sich ein Pekingtempel und wir entscheiden uns, den traditionsreichen Abend bei traditionellen Speisen ausklingen zu lassen. Der Sightseeingstress ist wie weggeblasen, als wir das Lokal betreten. Hier haben wir mit einem Mal alle Zeit der Welt und ich frage leise in mich hinein, ob es am Ende gar der Hunger war, der uns wie rollende Blitze durch die Stadt getrieben hatte.

Im Lokal sind außer uns ausschließlich Chinesen zu Gast. Mein Kollege bestellt in fließendem Chinesisch was-auch-immer und dazu einen Karton Servietten, die man extra kaufen muss. Der Reihe nach werden uns die köstlichsten Köstlichkeiten aufgetischt, die ich tapfer und zum Erstaunen aller Anwesenden mit Stäbchen bezwinde. Das Geschmackshighlight aus der Vorspeisenplatte: Lilienblüten. Auch die Pekingente entpuppt sich als kulinarischer Höhepunkt. Hübsch verpackt in kleine Teigblätter und von allerlei Gemüse und Sößchen umzingelt, begleitet das einstige Federvieh den Gaumen in ein Amüsement nach dem nächsten. Yam Mi.

14. Der Schnaps

Nicht einmal eine Woche nachdem ich angekommen war, musste ich Fernost schon wieder verlassen. Ich bat die netten Menschen an der Hotelrezeption mir ein Taxi zum Flughafen zu organisieren. Dies gelang binnen weniger Minuten. Der Taxifahrer war sehr reinlich veranlagt. Bevor er mit seiner wertvollen Fracht zum Flughafen aufbrechen konnte, wollte er sein Taxi noch schnell mit einem überdimensionalen Wischmopp akribisch vom Staub und sonstigen Unrat befreien. Einen kleinen Moment musste ich an die allgegenwärtige Ordnungsmacht denken, die vielleicht auch gerade in diesem Moment den Taxifahrer zur Raison gerufen hatte. Buddha

Viel hatte ich vom Kommunismus und dessen Wirken in der Tat nicht mitbekommen. Eine interessante Diskussion über arm und reich beim Mittagessen, das merkwürdige Verschwinden von Internet-Seiten, von denen ich wusste, dass sie hätten da sein sollen, die steifen Wachmänner am Tian'anmen und vielleicht noch die nicht enden

wollende von Sicherheitskräften geordnete, stille Schlange vor dem „Workers Stadium“ – das war aber auch schon alles, was darauf hindeutete, dass hier die Dinge ein bisschen anders liefen.

Die Stadt Beijing, oder das bisschen, was ich in der kurzen Zeit von ihr gesehen hatte, war freundlich, bunt und spannend. Ich ahnte, dass es hier noch eine ganze Menge zu entdecken gab und ich ahnte auch, dass ich das irgendwann noch entdecken wollen würde. Vielleicht nicht gleich im nächsten Jahr.

Während mich das Taxi dem Flughafen immer näher brachte, schoss mir plötzlich ein erschreckender Gedanke in de Kopf: Ich hatte in Beijing weit mehr als drei Chinesen gesehen. Aber nicht einen einzigen Kontrabass.